

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 11 (1921)

Heft: 47

Artikel: Der Heilige und die Witwe [Fortsetzung]

Autor: Trabold, Rudolf

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-646053>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sie Berner Woche in Wort und Bild

Nummer 47 — XI. Jahrgang

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, Bern

Bern, den 26. November 1921

— Winterabend. —

Was da! Wenn du genug geschlendert,
Halt dich straff,
Sitz dich zum Tisch und lern und schaff:
Und wenn der Schnee dir die Fenster umrändert,
Und der Wind was bläst und hustet,
Schnaubt und pustet —
Lach ihn aus:
Du bist zu Haus,
Brennst dir gemächlich die Lampe an,
Zündest dir dein Zigaretten dran,
Und dann, hei, dann —
Arbeit, wie sie vergnüglich gedeiht,
Wenn's an die Scheiben windet und schneit!

Ja, nun baust du Papiere und Schmöker
Um dich, wie Körbe auf Körbe der Höker,
Holst aus einem ein Apflein hervor,
Das sich an falsche Stelle verlor,
Freust dich an seinen roten Backen,
Slicht aus selbstgezogenen Pfänzchen
Dir behaglich ein farbiges Kränzchen,
Suchst dir dann eine Nuß zum Knacken —
Heissa und bist wohlgemut,
Merkst du's, deine Zähne sind gut,
Und der Kern schmeckt auch nicht schlecht:
Brav das, deine Ware ist recht!

So wie Stund auf Stündlein verstrich,
Heierabend wird's auch für dich.
Packst darin deinen bunten Kram,
Ein Liedel pfeifend, wieder zusamm,
Dehnst dir noch einmal die Arme aus,
Schmunzelst noch einmal zum Fenster hinaus:
„Pfeif du nur drauß,
Ich bin zu Haus —
Und nun pflücke mir, lieber Traum,
Goldene Acpel vom Märchenbaum!“

Ferdinand Avenarius.

Der Heilige und die Witwe.

Novelle von Rudolf Trabold.

2

Niemand ist unerlässlich auf dieser Welt, das konnte sich jetzt Herr Amgiebel getrost sagen, seit er die neue Köchin im Hause hatte. Ja, wahrhaftig, er glaubte noch vor kurzem, die verstorbene Haushälterin sei nie zu ersetzen, und nun besaß er ein wahres Kleinod von Nachfolgerin. Auch der Diener machte seine Sache ebenso befriedigend.

Ein gewisses Sicherheitsgefühl, sozusagen das Empfinden des moralischen Unterstützwerdens bemächtigte sich Konrads. Mit der verstorbenen Köchin hatte er nur das Allernötigste gesprochen, mit Frau Bänderlin, so hieß die Witwe, war das nun etwas ganz anderes. Sie besaß Bildung, darüber war er nicht im Zweifel. Und, er musste es sich offen ge-

sehen, sie durfte sich sehen lassen. Sie möchte tun, was sie wollte, immer schaute sie blassblank aus. Ihr Gesicht zierten zwei glänzende Bäcklein, die stets leuchteten und glühten, als wäre sie eben vom flammenden Herde weggetreten. Die Augen spielten in ein unbestimmtes Grau und verraten eine große, jugendliche Lebendigkeit, obwohl Frau Bänderlin die Vierzig überschritten. Auf dem Kopfe thronte ein kunstvolles Haarwerk ohne ein graues Härlein, alles glatt und ordentlich, bis auf zwei Löcklein, die ihre Freiheit behaupteten und lustig, aber in sitzhafter Fröhlichkeit an den Schläfen platzten. Diese Haare und auch die kleinen Perlzähne waren nicht echt, schauten jedoch für das aus. Die Würde ihres

Amtes ließ es nicht zu, daß sie sich anders als schwarz kleidete, Sonntags aber legte sie eine gestärkte, blütenweiße Halskrause um, die ihr besonders gut stand.

Ein Jahr ging um. Die neuen Tempelverwahrer änderten ihre Tugenden nicht, im Gegenteil. Der Diener rieb und knetete den Leib seines Gebieters nach allen Regeln der Kunst, hielt die geweihten Räume in strahlender Reinheit, ließ von seinem Munde täglich das Sprüchlein von der Schönheit, Kraft und unvergleichlichen Gesundheit seines Herrn ertönen, und alles war gut. Frau Bänderlin hingegen schwieg, als Zubereiterin des irdischen Ambrosias, stille waltend durch Küche und Speisekammer und wußte das Mahl mit so feinen Sentenzen von der heilbringenden Reuschheit zu würzen, daß Konrad ihre Tischreden nicht mehr hätte entbehren können, was die Witwe wohl bemerkte. Sie setzte die Gerichte, die sie vermittelst des Aufzuges, vom unterirdisch gelegenen Küchenraum in die höhern Sphären des Speisezimmers beförderte, mit unvergleichlicher Anmut dem Eßlustigen vor und verhand die Ceremonie, je nach der Art der Gerichte, mit den zutreffenden Begleitreden. Sie wußte ihre Worte ebenso geschickt umzustellen, wie sie zum Beispiel die von Herrn Konrad überaus beliebten Eierspeisen mannigfach zu wandeln vermochte. Brachte sie weichgesottene Eier, mit kunstvoller Sauce übergossen, verziert mit Schnittlauch und feinen Kräutern, dann erlang zum Exempel von ihren Lippen:

„Es ist eine wahre Wohltat Gottes, was man hier für herrliche frische Eier bekommen kann. In Zürich sind sie, selbst um schweres Geld, zu dieser Jahreszeit kaum aufzutreiben. Und ohne frische Eier ist die Hausfrau unglücklich.“

„Ja, wirklich, das ist wahr,“ gab dann etwa Konrad zurück, worauf Frau Bänderlin weiterspann:

„Es geht zwar die Rede, die Eier erhitzten das Blut zu sehr. Ich habe aber beobachtet, daß es nicht so sehr die Eier sind, als vielmehr die Zutaten; die müssen freilich, je nach den Umständen, ein Gericht mildern, heben oder ausgleichen. Im Frühling, wie Sie vielleicht schon bemerkt haben, backe ich die Eier selten, denn die Butter nimmt ihnen den feinen Geschmack und überdies liegen sie so zu lange auf dem Magen, was Dämpfe bewirkt und das Blut treibt. Leichtgesotten, mit Zitronensaft gefüllt, sind sie aber erfrischend, nährend, schmackhaft und heißam. So wie ich sie Ihnen heute vorsezte, reizen sie die Magensäfte nicht und erlauben dennoch unvergleichlich.“

Ihre schönsten Ranken wand sie aber unstreitig um die Fischgerichte; ob sie gebaden, gesottern oder gedämpft auf dem Tische erschienen; ob sie Forellen, Zugerrötel, oder Junghecht hießen. Frau Bänderlin brachte die Platte mit dem verheizungsvollsten Lächeln dar, und ihre Stimme flötete lieblicher als eine Orgel: „Es schwimmen viele Fische im Rhein, doch sind nicht alle fein! Das ist wohl ein wahres Verslein, und wer es zu deutlen versteht, der kann den Nutzen daraus ziehen. Fisch ist zuträglicher als Fleisch und macht das Blut nicht schwer. Er fühlt eher, als daß er erhält, ist also gedeihlich und leder. Aber eben, alles, was Flossen hat, ist nicht immer fein, nein, wirklich nicht. Die Meerfische, die man uns tot aus den fernren Salzseen schickt, sie können für uns unmöglich zuträglich sein. Ja, unser Herr Doktor in Zürich, er schärfte uns nicht vergebens ein: Meer-

fische regen die Sinne auf, da sie Geist in sich tragen. Wer könnte so töricht sein, das nicht zu begreifen? Man braucht nur an den Viechern zu riechen, dann hat man schon genug. Aber eben, heutzutage denken die Wenigsten an die Zukunft, sie wollen den Tag genießen, legen sich so selbst fallen, lachen, wenn sie sich in die Stride verwickeln, das Blut verunedeln, der Unkeuschheit in die Arme laufen, anstatt durch eine weise Ernährung der Sinnlichkeit vorzuzeigen. Es heißt nicht umsonst: ich habe Fische gegessen und muß nun Schlangen erbrechen.“

So konnte die weise Witwe fortfahren, bis sie die Gemüseplatte holen mußte, um dann zum Lobe des Spinats, der Schwarzwurzeln oder anderer Pflanzenkost ein Kränzlein zu winden. Den höchsten Preis reichte sie aber den Früchten. Ihren Duft, ihre Säfte, ihre Schönheit, ihre Milde, ihren unschätzbarsten Nutzen, wußten die Lippen der Frau Bänderlin auf das Köstlichste zu besiegen. Konrad hörte diesem Schluckliede jeweilen besonders andächtig zu; sein Magen war dann wohlgefüllt, und seine Augen erlaubten sich an den Rotbäcklein der Sprecherin, die ihm selbst wie vollreife Apfel entgegenleuchteten.

So wußte Frau Bänderlin mit ihrer Koch- und Redekunst dem heiligen Konrad das Leben zu versüßen. Er durfte wirklich mit seinem Schicksal zufrieden sein, denn ihm mangelte nichts, was zu seinem Gediehen vonnöten. Und dennoch mußte er bemerken, daß ihn wieder trübinnige Anwandlungen besielten. Zu Hause kam ihm diese Schwermut nicht so sehr an, aber im Kaufladen, oder wenn er hinter den Geschäftsbüchern saß. Ja, es begab sich sogar einmal, nein, zweimal, daß er einem Kunden, der schwarze Wolle verlangte, rote brachte. Das bewies ihm so recht, wie schlimm es um sein Seelenheil stand. Einige Wochen lang suchte er nach der Ursache dieses betrüblichen Zustandes, konnte sie aber nicht finden. An Appetit mangelte es ihm absolut nicht, denn sobald er am Tische saß, war jede Missstimmung verschwunden. Abends brachte er seit einiger Zeit sogar eine Stunde länger an der Tafel zu als früher, da er bemerkte, wie die Tischreden der Witwe wohltätig auf seinen Geist wirkten. Nach reiflicher Überlegung machte er der Haushälterin folgenden Vorschlag:

„Frau Bänderlin, ich meine, es wäre für meine Gesundheit zuträglicher, wenn wir künftig die Mahlzeiten gemeinschaftlich einnehmen würden. Ich habe mich an Ihr Zugegensein so sehr gewöhnt, daß ich Sie förmlich vermissen würde, wenn ich allein speisen müßte. Ich bemerke wohl, wie ein gemeinschaftliches Essen für die Verdauung förderlich sein muß, darum wäre es mir lieb, wenn Sie in Zukunft mir gegenüber sitzen möchten.“

Für diesen Vorschlag dankte die Witwe, lächelte fast verschämt und fügte sittsam bei: „Allerdings muß ich Ihnen, Herr Umgiebel, bestimmen, denn heißt Herrn Doktor in Zürich hört ich häufig betonen, wie ungemein zuträglich die Mahlzeiten sind, die man in angenehmer Gesellschaft hält. Nun möchte ich mich aber nicht vermessen, so unscheinbar zu sein und mir einzubilden, ich könnte die geeignete Person sein, Ihnen diese Gesellschaft zu ersetzen. Inmerhin ist es ehrend für mich, Ihr Zutrauen in so hohem Grade zu genießen. Wenn ich denn mit meinen schwachen Kräften

auch in dieser Hinsicht etwas beisteuern kann, so bin ich glücklich. Man sagt zwar: Beim Essen wird gegessen. Es gibt aber auch ein anderes Sprüchlein, das da heißt: Wenn die Zähne schaffen, darf der Mund nicht gähnen.“

*
Konrad kannte seit einiger Zeit die Quelle seines Trübsinnes. Er machte auch die Erfahrung, daß weder die kalten Duschen, noch die mit verdoppeltem Eifer gehabten Kraftübungen seinen Zustand änderten, da der Grund seines Leidens tiefer lag. — Die weisen Tischgespräche der Witwe wirkten ebenfalls nicht mehr anders als wie ein Wassertropfen, der auf den glühenden Stein fällt. Zudem hatte er eines Tages wieder seinen Spottnamen „Der Heilige“ von zwei Buben hören müssen, als er vom Geschäft heimkehrte. Dieser Hohn brachte ihm in seine rechte Seele, denn er wollte und konnte kein Heiliger sein. Er wurde sich auch klar darüber, es müsse etwas geschehen, das ihm wieder zu seiner früheren Ruhe verhalf. Er kannte überdies das Mittel, das ihm vonnöten, und das war Frau Bänderlin. Wenn er aber daran fann, überann es ihn siedheiß.

Die Witwe besaß so hervorragende Eigenschaften der Seele, die Konrad bislang an keinem Frauenzimmer wahrgenommen, das war unstreitliche Wahrheit. Zudem gefiel ihm die äußerliche Beschaffenheit ihrer Person dermaßen, daß beide Gründe ihn bestimmten, die Witwe für immer an sein Haus zu fesseln. Da er noch nie in seinem Leben an dergleichen gesonnen, war es wohl erklärlich, wenn solche Gedanken sein Gemüt stark beunruhigten. Ja freilich, wenn er nur ein gewöhnlicher Speicher gewesen wäre und die Witwe Bänderlin nicht himmelhoch über alle Frauenspersonen des Städtchens herausgeragt hätte, dann wäre die Sache eine einfache Liebesangelegenheit gewesen. Dem war aber nicht so. Nein, wirklich und wahrhaftig, die Sache glich einer trivialen Heiratsgeschichte, denn erstens gehörte er zu der Klasse von Herremenschen, die da einsam ihre besonderen Wege schreiten, und die, die er begehrte, sie glich jenen leuchtenden Himmelwolken, die man wohl mit den Augen, aber nie mit den Armen erreichen kann. Er aber wollte die Witwe zu seiner rechtmäßigen Ehefrau machen.

Doch die Seele der Frauen war ihm ein siebenmal versiegeltes Buch, und die der Witwe Bänderlin ganz besonders. Er wußte, daß sie nichts höher schätzte, als ihre Reuschkeit, und das konnte er wohl verstehen, denn er brauchte nur an den eigenen Seelenadel zu denken, den er sich durch die erhabene Enthaltsamkeit von aller Sinnenslust erworben. Aber im Grunde tat er es nur zur Erhaltung der Gesundheit, Schönheit und Kraft des Körpers, an die Seele hatte er bislang, offen gestanden, wenig gedacht. Zudem ging ihm in diesen Tagen nichts mehr über die Sehnsucht nach dem Genuss der Fleischeslust. Er ängstigte



Emil Weber: Heimkehrende Bauern.

sich, es möchte vielleicht bald die Zeit kommen, da er die Süzigkeit der Wohlust nicht mehr genießen könnte, da er schon einen beträchtlichen Teil seines Lebens, ja die ganze schöne Jugend hinter sich sah. Noch nie hatte er einen Frauenum mund mit seinen Lippen berührt, nie in den weichen Armen eines Weibes gelegen. Kurzum, die Reuschkeit hatte für ihn nachgerade jeden Reiz verloren, er trachtete nur noch, sie ganz aus dem Felde zu jagen. Aber eben, die Frauenseele war gewiß so verschieden geartet, daß die augenstrenge Witwe Bänderlin tödlich erschrecken mußte, wenn sie den wahren Adam in ihm erkannte. Und das vorauszusehen brachte ihn an den Rand eines entsetzlichen Abgrundes. Es erging ihm nicht anders wie jenem frommen Klosterbruder, der zwanzig lange Jahre seines Lebens mit der Kasteiung seines Leibes zugebraucht, der allen Sinnenfreuden in der Jugend leicht entzagt hatte, bis er die Bierzig erreicht, dann plötzlich die unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Weibe bei sich einkehren sah, der er nicht mehr Halt gebieten konnte, der er nimmer zu entfliehen vermochte, die ihn aus dem friedlichen Kloster in die weite Welt der Sünden hinaustrieb, wo er sich der Liebe hingeben, bis sie ihn ganz verzehrt hatte.

Aber er war kein Klosterbruder, hatte nie ein Gelübde abgelegt, weder vor Gott noch den Menschen, obwohl sie ihn den Heiligen nannten; er war kein Abtrünniger und hatte dennoch einen Kampf zu bestehen, der vielleicht schlimmer war als der jenes Mönches, der sich in die Nonne verliebte. — Wachend und träumend sah er nichts Schöneres mehr vor sich als die rotbärdige Frau Bänderlin. Die beiden Flatterlocken der Schönen deuchten ihm verheißungsvoller zu läuten, als die Osterglöckchen dem berühmten Doctor Faustus; glückverkünder als alle Himmelslichter leuchteten ihm die Augen seiner blitzsauberer Haushälterin. Aber

ach, wie durste er die tugendsamste aller Frauen zur Gattin begehrn, sie, die ihn in den reinsten Höhen wählte.

Das war der Grund, warum er litt, die Ursache, aus der er mit dem Heiratsantrag nicht herauswagte. Er wußte sich nicht mehr zu helfen. Mit jedem Tage wurde es ihm jedoch klarer, er mußte Ernst machen mit seinem Vorhaben, der verzweifelte Zustand seines Herzens wurde geradezu besorgniserregend für das Wohlergehen seines Körpers. So konnte das nicht mehr weiter gehen, und wenn er es nicht mündlich wagte, dann mußte er es schriftlich tun. Und so geschah es auch. Er versetzte in seinem schönsten Geschäftsstile folgenden kurzen Brief:

Werte Frau Witwe Bänderlin!

Mit Gegenwärtigem erlaube ich mir ergebenst mitzuteilen, daß ich seit etlichen Wochen die Absicht trage, mich zu verehelichen, um meinem Hause ein stabileres Gepräge zu verleihen. Um dies mein Vorhaben verwirklichen zu können, gestatte mir, mich an Sie, werte Frau, zu wenden mit der höflichen Anfrage, ob Sie vielleicht geneigt wären, meinem Unternehmen gütige Beihilfe zu leihen.

Da Sie meine Verhältnisse kennen, brauche ich diesbezüglich keine näheren Angaben zu machen. Möchte nur noch betonen, mein höchster Wunsch ist, eine solche Gattin in mein Haus zu führen, die demselben würdig ist, resp. mit meinen Gesundheitsprinzipien einverstanden ist. Da ich kein Frauenzimmer kenne, das meines Erachtens einen sittlicheren Lebenswandel führet als Sie, werte Frau, kann ich nicht umhin, meine Wahl auf Ihre Person fallen zu lassen.

Sie haben mich zwar in Kenntnis gesetzt, daß Sie sozusagen in Ihrer ersten Ehe Erfahrungen machen mußten, die keine frohen Erinnerungen hinterließen. Immerhin gestatte mir doch der Hoffnung Raum zu geben, daß Sie der Versicherung Glauben schenken, es werde mein eifriges Bestreben sein, Ihnen ein angenehmes, gesundes und frohes Zusammensein an meiner Seite zu ermöglichen.

Ihrer baldigen Antwort entgegenlehend, verbleibe ich
Hochachtungsvoll Ihr ergebener

Konrad Umgiebel.

(Schluß folgt.)

Nachtbild.

Leise atmend weilt die Nacht
Und die Sterne flimmern,
Nur ein Mutterherz noch wacht
Bei der Lampe Schimmern.

Süße Nacht, o Mutter Nacht!
Mit den sanften Armen
Hüllst du uns in Schlummer sacht,
Träumen und Erbarmen!

Rastlos drängt der Tag die Kraft
Ungezähmter Triebe,
Was in dir besorgt noch schafft,
Ist allein die Liebe!

Fern im Osten flammend steigt
Morgenrot's Entfachen —
Müd das Haupt die Mutter neigt —
Tausende erwachen!

August Silberstein.

Sanetsch oder Stockensee?

Zur Frage der Erweiterung der Stromversorgung der Stadt Bern¹⁾.

Wir haben in Nr. 45 das Sanetschwerk geschildert, wie es sich aus der Darstellung des gemeindetümlichen „Vortrages an den Stadtrat“ präsentierte. Diese Darstellung hat eine lebhafte Kritik erfahren.

Was sagt die Kritik über das Sanetschwerk?

1. Das Sanetschwerk genügt den Strombedürfnissen der Stadt Bern nur bis zum Jahre 1930. Das geht hervor aus der Berechnung des Energieverbrauches der Stadt Bern von Prof. Wyßling (S. 13 des „Vortrages“) und seiner Berechnung der maximalen Leistung der Kraftwerkseinheit Felsenau-Sanetsch („Vortrag“ S. 49). Das Studienvorlau des Elektrizitätswerkes glaubt zwar, auf Grund seiner Untersuchungen eine größere Leistungsfähigkeit anzunehmen zu dürfen (S. 49), und gestützt darauf erklären die Befürworter des Projektes, daß das Sanetschwerk bis zum Jahre 1935 genügen werde. Was sagt Professor Wyßling zu dieser Korrektur seiner Berechnung? Unserkennt er sie? Wenn ja, warum stellt der „Vortrag“ dies nicht ausdrücklich fest? Wir benötigen die Gewißheit über die Autorität Wyßlings für seine Begutachtung des Stockenseeprojektes.

Der Sanetsch kann nach Wyßling zu einer Leistungsfähigkeit von 19,7 Millionen kWh Winterkraft und 4,1 Millionen kWh Sommerkraft ausgebaut werden; aber dieser Vollausbau mit Wehr kostet 31,5 Millionen Franken. Diese Zahlen hätten den Räten und Bürgern mitgeteilt werden sollen, da man ja mit dem Vollausbau rechnet, um die Selbstständigkeit der Stadt in der Elektrizitätsversorgung zu verlängern. Wir finden sie weder im „Vortrag“, noch in der „Botschaft“²⁾.

Wenn wir an der Autorität Wyßlings festhalten, bleibt die Feststellung: Das Sanetschwerk, das 20,6 Millionen Franken kosten soll, reicht bloß bis zum Jahre 1930.

Dies ist nun zweifellos keine ideale Lösung der bernischen Stromfrage. Mit 20 Millionen Franken will die Stadt ihre Selbstständigkeit von knapp sechs Jahren Dauer bezahlen. Die schwungvolle Argumentation gegen die Offerte der B.R.W. entpuppt sich im Lichte dieser Tatsache besehnen als ein bloßes rhetorisches Scheinmanöver. Nach 1930 entfallen der Stadt sämtliche Trümpfe aus der Hand, die sie heute so wichtig auf den Verhandlungstisch schlägt; gewiß wird zu gegebener Zeit der heutige Partner sie aufnehmen und kaltlächelnd vorwerfen.

2. Das Sanetschwerk im ersten Ausbau wird nicht bloß 20,6 Millionen Franken sondern 25 Millionen Franken kosten. Der Gemeinderat kam zu seiner um 4,4 Millionen niedrigeren Bausumme durch die Reduktion einzelner Posten der Kostenberechnung, wie Prof. Wyßling sie auffeststellt. Dies geschah auf Grund der seitherigen „Preisveränderungen“ und auf Grund „eingezogener Offerten“ (S. 43 des „Vortrages“). So wurden beispielweise folgende Posten herabgesetzt („Bund“ Nr. 453): „Druckleitung, Standseilbahn mit Lawinenverbauung“ um Fr. 550,000; „Maschinen- und Schalthaus (inkl. Kran), für allgemeine Unkosten, Bauleitung, Bauzins, Verschiedenes und Unvorhergesehenes“ Fr. 2,065,000; die Abtransformatorenanlage mit Fr. 850,000 ist auf der neuen Kostenaufstellung vollständig gestrichen. Für diesen Posten stellt man eine Extra-Kreditvorlage in Aussicht (Vortrag S. 43). Man erreichte durch diese Re-

¹⁾ Unsere Darstellung stützt sich auf die Publikationen des Initiativkomitees für die Stockensee-Simme-Werke in- und außerhalb der Presse und auf die Ergebnisse der zahlreichen Besprechungen im Schoze der politischen und gewerkschaftlichen Verbände.

²⁾ Botschaft des Stadtrates an die Gemeinde betreffend „die Errichtung eines Hochdruck-Akkumulierwerkes auf dem Sanetsch“, datiert vom 28. Oktober 1921 und den Gemeindebürgern mitte November zugestellt.